

Der Schrecken des totalitären Sozialismus noch gewärtig sieht K. im weltanschaulichen Liberalismus eine neue, moderne Form, die zu Beeinträchtigungen des christlichen Bekenntnisses führen kann. Eine vorgebliche Neutralität verdeckt dabei eine uneingestandene Beteiligtheit, die sich weigert, ihren ideologischen Charakter einzugestehen. Dabei beharrt zum Beispiel eine weltanschaulich neutrale universale Zivilreligion darauf, Menschenrechte als etwas von Gott Getrenntes zu betrachten. Weltanschauliche Unversöhnlichkeit wird dabei jenen unterstellt, die anderer Meinung sind!

Am Beispiel der vorgetragenen Menschenrechte befürchtet K. „eine totalitäre Variante von Globalisierung und Universalisierung gegen Wertebewahrung und Traditionsbezogenheit“. In deutlicher Unterscheidung der theozentrischen Tradition von einem anthropozentrischen Humanismus plädiert K. für eine „religiöse Lebensform als Daseinsweise“. Dass er dabei dem Mainstream nicht das Wort redet, irritiert ihn nicht, auch wenn er weiß, dass dies für Irritierung sorgt. So unbeirrt K. für die Werte der von ihm repräsentierten Orthodoxie eintritt, so bewusst ist ihm zugleich die Vielgestaltigkeit der Zivilisationsmodelle: nicht unbedingt jener der Moderne – die neigen zur Uniformität und banaler Gleichförmigkeit. K. verweist vielmehr auf die Geschichte Russlands: „In unserer Geschichte und in der heutigen Realität koexistieren Ost und West, Christentum und Islam, Religiosität und Säkularismus. Rußland kann zum Vorbild für eine neue Weltordnung werden, die nicht eine anonyme Einheit im Rahmen eines gewaltsam aufgezwungenen Wertesystems wäre, was zweifellos zu einer zivilisatorischen Katastrophe führen würde, sondern die harmonische Verbindung einer kulturellen Erfahrung, die auf einer äußerlich differenzierten, im Grunde aber einheitlichen Annahme von sittlichen Werten beruht.“

Ein umfangreicher Dokumentarteil in diesem Bd. enthält zum einen „Zeugnisse gemeinschaftlicher Aufbrüche“ (159–185) und bietet weiterführende Einblicke in „grundlegenden Dokumenten“, die sich den „Grundprinzipien der Beziehung der Russischen Orthodoxen Kirche zu Andersglaubenden“ (186–219) wie auch „Grundlagen der Lehre der Russischen Orthodoxen Kirche über Würde, Freiheit und Rechte des Menschen“ (220–239) widmen.

Dass mit dieser Ausgabe der Bd. 1 einer neuen ökumenisch ausgerichteten Publikationsreihe – Ephiphania – startet, ist mehr als ein begrüßenswertes Symbol. Den Herausgebern kann nur zugestimmt werden, wenn sie sich selbst bescheiden: „Theologische Einsicht verdankt sich dem Licht der Erscheinung des Herrn, das sich von sich her zeigt und doch unverfügbar bleibt, also nicht zum machtförmigen Herrschaftswissen führen kann.“

V. STREBEL

BARTH, KARL, *Erklärungen des Epheser- und des Jakobusbriefes 1919–1929*. Herausgegeben von Jörg-Michael Bohnet (Gesamtausgabe; Band 46). Zürich: Theologischer Verlag 2009. XXXVII/555 S., ISBN 978-3-290-17538-2.

Zum Wintersemester 1921 erhielt Karl Barth (= B.) einen Ruf; zwar nur auf eine Honorarprofessur speziell für reformierte Theologie, dafür aber an die altherwürdige Georg-August-Universität Göttingen. Dabei konnte er weder ein umfangliches Publikationsverzeichnis vorweisen noch war er überhaupt promoviert. Als Pfarrer einer kleinen Arbeitergemeinde in der Deutschschweiz war er außerdem in einem Zusammenhang tätig, den man kaum als akademisch bezeichnen kann. Ohne dies angestrebt zu haben, sah er sich mit einem Mal auf die akademische Laufbahn gesetzt. Ausschlaggebend für seine Berufung war sein 1919 erstmals publizierter *Römerbrief*. Dessen zweite, grundlegend überarbeitete Fassung erschien drei Jahre später und machte ihren Verf. weit über den deutschen Sprachraum hinaus bekannt. Unter dem Eindruck des *Römerbriefs* formierte sich die Bewegung der dialektischen Theologie, deren Einfluss auf die weitere Entwicklung des Protestantismus erheblich sein sollte.

Die Beschäftigung mit der Bibel war für B. also ein integraler Bestandteil seiner Theologie. Das belegt auch der vorliegende neue Bd. der Gesamtausgabe seiner Werke. Er enthält mehrere bislang unveröffentlichte Auslegungen des Epheser- und des Jakobusbriefs aus den Jahren 1919 bis 1929. Noch als Pfarrer beschäftigte sich B. mit dem Epheserbrief, zu dem er im Winter 1919/1920 einen knappen, offenbar nicht zur Pub-

likation bestimmten Kommentar erstellte. Nicht zuletzt wegen akuten Zeitmangels griff er auf diesen zurück, als er in seinem ersten Semester in Göttingen eine entsprechende Vorlesung hielt. Im Wintersemester 1922/1923 las er dann über den Jakobusbrief und wiederholte dies sechs Jahre später in Münster, wo er inzwischen Professor war.

Jörg-Michael Bohnet, der Herausgeber des Bds., hat in gewiss mühevoller Arbeit eine gründliche Edition der im Basler Karl-Barth-Archiv befindlichen Texte besorgt. Außerdem hat er die zahlreichen Anspielungen und Verweise aufgeschlüsselt, sodass sich bestens nachvollziehen lässt, welche Literatur B. im Einzelnen konsultierte. Instrukтив ist auch das Vorwort, in dem Bohnet den Entstehungszusammenhang der Texte rekonstruiert. Der weiteren Forschung ist damit ein wichtiger Dienst erwiesen. Nicht unerwähnt sei an dieser Stelle allerdings auch Hans-Anton Drewes, Leiter des Archivs, dem sich der zügige Fortgang der Gesamtausgabe in hohem Maße verdankt.

Eine Beschäftigung mit den nun editierten Exegetica lohnt sich erstens, um B.s theologische Entwicklung besser zu verstehen. So wäre es interessant, den zwischen den beiden Fassungen des ‚Römerbriefs‘ geschriebenen Kommentar zum Epheserbrief mit eben diesen zu vergleichen, etwa hinsichtlich des verwendeten Vokabulars. Denn nur die 1922 publizierte Fassung des ‚Römerbriefs‘ fällt durch ihre geradezu expressionistische Sprache auf, während die erste Fassung und der Epheserbriefkommentar diesbezüglich recht konventionell wirken. Hinsichtlich B.s theologischer Entwicklung ist noch etwas anderes zu bemerken: Schon Anfang der zwanziger Jahre hatte es sich eingebürgert, B. als dialektischen Theologen zu bezeichnen. Umso interessanter ist deshalb, wenn er in Bezug auf das erste Kap. des Jakobusbriefs kritische Bemerkungen zur Dialektik macht (256–259). Von einer einseitig eschatologischen Orientierung seines Denkens, die man mit Blick auf den ‚Römerbrief‘ oftmals behauptet hat, kann hier also keine Rede sein. Das würde im Übrigen auch erklären, warum B. sich immer gegen die Kennzeichnung als dialektischer Theologe verwahrt hat. Bezüglich der Dialektik fällt des Weiteren auf, dass B. sie als paulinisch-lutherisch bezeichnet und ihr die Betonung der Wirklichkeit der Erlösung, wie er sie in Jak 1,4 ausgedrückt sieht, entgegenhält (258). Das Merkwürdige, auf das er hinweist, ist der offenkundige Widerspruch neutestamentlicher Aussagen. Diesen löst er aber nicht wie Luther, indem er den Jakobusbrief abtut. Vielmehr arbeitet er heraus, dass die unterschiedlichen und trotzdem im Kanon versammelten Theologen gerade in ihrem Widerspruch über sich selbst hinausweisen, nämlich auf den Gegenstand, den sie mehr schlecht als recht abzubilden versuchen (474–480). Erst so tritt der Glaube in seiner ganzen Abgründigkeit, die zugleich seine Klarheit ist, hervor (480).

Sich mit den Exegetica zu befassen, lohnt noch aus einem zweiten Grund, nämlich wegen B.s Verständnis von Exegese. Auffällig ist zunächst, wie gut sich B. in der neutestamentlichen Forschung auskannte. Die häufigen Verweise auf Studien und Kommentare zum Epheser- bzw. Jakobusbrief sind aber weder Selbstzweck noch bloß gelehrtes Blendwerk. An einer Stelle formuliert B. als Grundsatz, dass entscheidend nicht ist, wer etwas geschrieben hat, sondern was geschrieben steht (50). Sein Interesse an der Bibel ist demnach ein dezidiert sachliches, kein historisches. Aber da das Geschriebene zu einer bestimmten Zeit geschrieben wurde, ist die exegetische Forschung alles andere als überflüssig. Allerdings ist B. ihr gegenüber skeptisch, und das ist eine weitere Auffälligkeit. Nachdem er lang und breit die unterschiedlichen Forschungsmeinungen zur Frage referiert hat, an wen der Epheserbrief nun eigentlich gerichtet sei, erklärt er seinen Studenten: „Ich glaube meiner Pflicht Genüge getan zu haben, wenn ich Sie auf alle diese Möglichkeiten aufmerksam mache, und überlasse es Ihnen, sich darüber zu entscheiden, welche davon die am wenigsten unwahrscheinliche sein dürfte. Die antiquarische Theologie hat jedenfalls angesichts solcher Leistungen keinen Anlass, sich auf die Sicherheit ihrer *Methode* – um von den Ergebnissen nicht zu reden – allzuviel einzubilden“ (66f.). Ähnliche Überlegungen finden sich in der Jakobusbrief-Vorlesung aus dem Wintersemester 1922/1923. Auch hier stellt B. zunächst unterschiedliche Auslegungen vor, um dann anzumerken, dass es sich im Grunde um auf schmalster Basis aufgerichtete Vermutungen handelt (162). Barth

macht also auf die grundsätzliche Beschränkung der historisch-kritischen Methode aufmerksam, die lediglich Wahrscheinlichkeiten anzugeben vermag, nicht jedoch zu Gewissheiten gelangt. Warum er diesen wissenschaftstheoretisch an sich selbstverständlichen Punkt derart betont, wäre näher zu klären. Dazu müsste die Entwicklung der Exegese in den zwanziger Jahren sorgfältig untersucht werden; denn als sich B. im Wintersemester 1928/1929 erneut mit dem Jakobusbrief befasste, stellte er zufrieden fest, dass die Exegeten inzwischen vorsichtiger argumentierten und die Sicherheit, mit der man früher mit historischen Voraussetzungen umging, geschwunden sei (163). Was meint er aber mit „früher“, und worauf bezieht er sich dabei? Hatte B. die Sorge, dass die Exegeten das Wissen an die Stelle des Glaubens rückten? Gerade vor dem Hintergrund der schon lange schwelenden, durch das Jesus-Buch von Papst Benedikt XVI. wieder einmal aufgeflackerten Debatte um den Status der historisch-kritischen Methode lohnt die Beschäftigung mit den nun edierten Erklärungen des Epheser- und Jakobusbriefs.

Dafür sei abschließend ein dritter, stärker noch systematischer Grund genannt: Immer wieder eingestreut sind Passagen, in denen über das Wesen der Heiligen Schrift reflektiert wird. B. zufolge – um nur ein Beispiel zu nennen (84–89) – teilt sich Gott dem Menschen nicht unmittelbar mit, sondern im Wort. Die einzig mögliche Haltung ihm gegenüber ist der Glaube in seiner ganzen Unsicherheit: „Sähe man die Erfüllung, so wäre die Verheißung nicht *Gottes*verheißung. Hörte Gott in seiner Gabe etwa auf, Geheimnis zu sein, so wäre die Gabe nicht *Gottes*gabe. Nein, hier kommen *wir* an kein Ende, hier müssen *unsere* Hände immer ins Leere greifen, hier winkt *uns* keine Nähe“ (87). Mit Aussagen wie diesen ist ebenso einem naiven Biblizismus wie einer frommen Bibeltheologie gewehrt. Gottes Gegenwart ist immer nur indirekt, doch ist das keineswegs defizitär, weil sie anders als indirekt gar nicht sein kann, soll sie wirklich diejenige Gottes sein. Das ist ein dezidiert theologisches Verständnis des Wesens der Heiligen Schrift, das es wert wäre, weiter diskutiert zu werden.

B. DAHLKE

HEIN, MARTIN, *Weichenstellungen der evangelischen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert*. Beiträge zur Kirchengeschichte und Kirchenordnung (Arbeiten zur Kirchengeschichte; Band 109). Berlin: de Gruyter 2009. VII/252 S., ISBN 978-3-11-020530-5.

In diesem Bd. sind 13 Aufsätze, die der Verf., seit einigen Jahren Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte verfasst hat, zusammengestellt. Elf dieser Texte sind kirchengeschichtliche Studien. Ihnen ist eine dogmatische Erörterung zur Frage, wie die Kirche auf Jesus Christus als ihren Ursprung bleibend zurückbezogen ist, da sie ja auch aus seinem Leben und Wirken hervorgegangen ist, vorangestellt: „Jesus Christus und die Kirche“ (3–13). Exegetische und systematische Gesichtspunkte greifen hier ineinander. Die Zusammengehörigkeit Jesu Christi einerseits und der Kirche andererseits wird in einer Weise dargelegt, die in vielem an die laufenden Bemühungen in der Christologie und der Ekklesiologie erinnern. Der letzte in den Bd. aufgenommene Text, der an die kirchengeschichtlichen Aufsätze angefügt ist, ist der Frage nach der „Kirchengeschichte im Religionsunterricht“ (231–243) gewidmet. Hier stellt der Verf. (= H.) einerseits sehr grundsätzliche Erwägungen zum Sinn einer Erforschung der und Beschäftigung mit der Geschichte des Christentums an. Andererseits nimmt er zur neueren Praxis der Vermittlung christentumsgeschichtlichen Wissens im schulischen Religionsunterricht, wie sie in den hessischen Richtlinien für den Religionsunterricht geregelt ist, Stellung.

Die elf Aufsätze zu kirchengeschichtlichen Themen, die durch die beiden schon erwähnten Aufsätze eingerahmt erscheinen, bilden nicht nur dem Umfang, sondern auch ihrer Bedeutung nach die Mitte des Aufsatzbds. In allen Artikeln geht es um die Darstellung kirchengeschichtlicher Ereignisse und kirchengeschichtlich prägender Personen aus dem Bereich der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Thematisch bewegt sich H. dabei von der Mitte des 19. Jhdts. auf die Mitte des 20. Jhdts. zu. Es ist dabei so etwas wie ein Mosaik aus Einzelbildern entstanden, das gleichwohl einen Eindruck vom ganzen Fluss der neueren Geschichte dieser Kirche vermittelt. Diese Geschichte war eine äußerst bewegte – sowohl auf der Ebene der kirchlichen Strukturen